

## Text 1

## Gerhard Kaiser: Matthias Claudius „Der Mensch“

Das Gedicht „Der Mensch“ findet sich 1783 im vierten Teil der „Sämtlichen Werke des Wandsbecker Bothen“ von Matthias Claudius (1740–1815). Zeitlich benachbart sind Goethes freirhythmische Hymne „Das Göttliche“ („Edel sei der Mensch, hilfreich und gut ...“) und das Lied des Harfenspielers („Wer nie sein Brot mit Tränen aß ...“) und die „Zueignung“, deren festliche Stanzas Goethe an den Eingang seiner Gedichte stellte. Verglichen mit diesen glänzenden Augenblicken deutschsprachiger Lyrik wirken Claudius' Verse seltsam altväterlich. Sie sind anspruchslose, vor christlichem Hintergrund moralisierende Erbauungsliteratur, belehrend an ein breites Publikum gewandt, sprachlich an der Lutherbibel orientiert, die das meistverbreitete, wohl auch noch meistgelesene Buch dieser Zeit war. Nichts zeigt sich von Goethes lyrischer Ausdrucksfähigkeit der individuellen Seele im einzigartigen Moment der Ergriffenheit. Nichts zeigt sich von der fließenden Musikalität und der Gefühlsdichte, die mit dem Rückbezug seiner Sturm- und Drang-Lyrik auf die alte, aus dem Unterliterarischen aufgenommene Tradition des weltlichen Volksliedes einhergeht. Allerdings hebt auch Claudius nicht den Zeigefinger. Gelassen sagt er, was Allerweltsweisheit zu sein scheint, in dreihebigen jambischen Versen, die denn doch, wiewohl weniger programmatisch als die Gedichte des jungen Goethe, von volksläufigen Möglichkeiten Gebrauch machen. Es sind Metrum und Reim der meist vierzeiligen Volksliedstrophe vom Typus

„Ich hört' ein Sichelein rauschen  
Wohl rauschen durch das Korn.“

(...) In die Welt kommen und sich zum Sterben niederlegen sind Anfang und Ende. Glauben und Zweifeln sind die wichtigsten geistigen Lebensvollzüge des Menschen, von denen das Gedicht weiß; Schlafen und Wachen die wichtigsten des Körpers, auch Metaphern für geistlich-geistiges Wachen und Schlafen. Glauben und Zweifeln stehen genau in der Mitte des Gedichts. Am Strophenende fängt Claudius den Sprechfluss auf, indem er die beiden letzten Verse paarig auf einen neuen Reim reimt. Bisher alternierten jeweils ein weibliches und ein männliches Reimwort, wobei der weibliche Reim durch die altertümlichen Präteritalbildungen genährt, höret usw. entsteht. Der Wechsel von Schwingung und Stillstellung trägt entscheidend zur sprachlichen Anmut des Gedichts bei – man stelle sich einmal vor, was sich ergäbe, stünde: genährt, hört usw. Am Ende nun folgen zwei weibliche Reimwörter aufeinander. Vor den Schlusszeilen steht der erste Punkt des Gedichts. Der vorletzte Vers ist auf fünf Hebungen erweitert, der letzte wieder auf drei zurückgenommen. Mit dem Hinlegen und Ausstrecken im Tode nach aller Gegenläufigkeit der Lebensregungen streckt sich auch der Vers aus. Die kurze Schlusszeile ist wie ein Ausatmen. Der große Umfang der Strophe verlangt einen markanten Abschluss, und der Dichter findet eine Lösung, in der sich die Schlichtheit als Kunst erweist. Überhaupt enthält das Allerweltsgedicht seine stille Ungeheuerlichkeit. Auf biblische Reden von der Lebensmühsal und Hinfälligkeit zurückgreifend, macht Claudius eine generalisierende Aussage über den Menschen, die im schneidenden Gegensatz zur hochgemuten Anthropologie der klassischen Epoche steht. Dass der Mensch gut sei, durchklingt das Zeitalter, aber der Wandsbecker Bote scheint es nicht vernommen zu haben. Jedenfalls gibt er hier die Botschaft nicht weiter. Im Gegenteil: In einer logischen Antiethik, die artistisch durchgefeilter Barockrhetorik Ehre machen würde, stellt Claudius Zeile für Zeile Aussagen gegeneinander, die alles menschliche Verhalten als so widerspruchsvoll erscheinen lassen, dass eine Bilanz der Vergeblichkeit herauskommt. Hören und Sehen werden aufgewogen durch totale Täuschbarkeit; Gelüste und Begehren werden in einer kindisch fast und doch wieder fast höhnisch wirkenden Weise mit Tränlein beschieden. Verachten und Verehren, Freude und Gefahr, Glauben und Zweifel, Wahn und Lehre, Bauen und Zerstören, Schlafen und Wachen, Wachsen und Vergehen, radikale Unsicherheit und radikale Sicherheit heben einander auf, aber nicht in Hegel'schen Synthesen, vielmehr in einer Bilanz unaufhörlicher Qual, von der sprachlich ungewiss bleibt, wieweit sie dem Menschen von außen, wieweit von innen zukommt. Jemand quält sich – als Selbstquäler, aber auch unter einer auferlegten Last, die seine Kräfte übersteigt. Nicht nur fehlt der

Aufblick in ein Heil, von dem Claudius doch so oft sonst zu sprechen, um das er immer zu beten vermag, wie es die Bibel vorspricht; noch die innerweltlich diesseitigen Aussagen sind gegenüber der Bibel um ihr Tröstliches verkürzt. (...)

50 Alles hat seine Zeit – das braune und das graue Haar, das Wachsen und das Zehren, das Schlafen und das Wachen. Indem hier, mitten in der Reihe der Gegensätze, eine Polarität korrespondierender und organisch zusammengehöriger Zustände aufscheint, wird überhaupt eine der Welt und dem Menschen immanente Rhythmik beschworen, die alle Gegensätze unterfängt. Empfangen, Geborenwerden, Sterben, Wachsen und Sichverzehren – das sind Vorgänge jenseits von Hoffnung und Verzweiflung, Gut und Böse, Frieden und  
55 Unfrieden, ja jenseits menschlicher Entscheidung und Aktivität. Es sind Vorgänge einer in sich bewegten Ruhe, wie sie drei Jahre früher Goethe in „Wandrer's Nachtlied II“ besänftigend beschwört und dem Gebet des vorangestellten „Nachtliedes I“ („Der du von dem Himmel bist ...“) antworten lässt. Der Seufzer „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust“ erhält die Antwort: „Warte nur, balde ruhest du auch.“ Gewiss, Claudius ist nicht Goethe, aber es gibt Zeitgenossenschaft – unausweichlich, untergründig – über  
60 alle Differenzen hinweg. Auch bei Claudius ist der Mensch im Umkreis seiner Welt am Ende beruhigt. Dass nicht Gott zu den Vätern versammelt, sondern der Mensch sich zu ihnen begibt – der so Schwache und Umgetriebene als Subjekt seines Sterbens –, kann und muss auch auf sein Tröstliches hin gelesen werden. Mag er oft genug in die Grube gefallen sein. Am Ende wird er nicht einfach hingestreckt. Er legt sich zu seinen Vätern nieder in einen Tod, zu dem er ‚ja‘ sagt, wie der wiederhergestellte Hiob alt und lebenssatt stirbt. Der Mensch weiß sich als Kreatur in einem übergreifenden Zusammenhang aufgehoben;  
65 selbst sein Fehlverhalten verliert, von hier aus gesehen, etwas vom Charakter der Sündhaftigkeit und wird zum Merkmal seiner Kreatürlichkeit. (...)

Die Mutter, die uns in ihrem Schoß empfängt, empfängt uns auch bei unserer Geburt. Noch in der Welt sind wir mütterlich umfungen. Eine von der Aufklärung berührte Schöpfungsfrömmigkeit durchdringt und  
70 überformt hier die lutherische Tradition einer Erlösungstheologie, die sich so ausschließlich im Bezugsfeld von Sünde, Gnade und Glauben bewegt, dass die Natur als Schöpfung dahinter zurücktritt. Aber in diesem Gedicht scheint der Mensch weniger im Glauben als in der Natur geborgen. Schöpfungszuversicht wird bei Claudius zur Vereinigungsstelle, an der Gottvaterreligion und Rede von Mutter Natur zusammenklingen können.

75 Im Liebesschoß der Natur beginnt der Mensch sein unruhiges Leben; zu den Vätern sich niederlegend, beendet er es. Vom Weibe spricht die zweite, von den Vätern die vorletzte Zeile des Gedichts. (...)

Das Koordinatennetz der Familie, in der die Mutter für Ursprung und Natur, der Vater für Normen und Geschichtlichkeit einsteht, hält den Menschen. In diesem Halt ist Gott *auch* innerweltlich da, in ihm gründet die Gelassenheit, die auch formal zum Erscheinen kommt. (...)

80 Er spricht nicht, um in die Seele zurückzutauchen, die eine Mutter ihm eingehaucht hat. Er spricht nicht, um sich an den Ursprung der Sprache in der Mutter zurückzutasten. Er spricht in der Nachfolge des von Gott behauchten Adam, der die Werke der Schöpfung beim Namen zu nennen berufen ist. Seine Weisheit besteht darin, die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens und Sprechens zu wissen.

85 „Wir spinnen Luftgespinste  
Und suchen viele Künste  
Und kommen weiter von dem Ziel.“

– wieder ein Zitat aus der Weisheitsliteratur des Alten Testaments (Prediger 7, 30). (...)

Das so generalisierend vom Menschen sprechende Gedicht zielt am Ende doch auf eine anthropologische Grunderfahrung der Epoche, die sehr eng mit der Ausbildung des familiären Binnenraums als eines Hortes  
90 seelischer Intensität zusammengehört. Jeder Mensch ist einzig und unwiederholbar. „Mein Herz habe ich allein“, sagt Werther in seinem Brief vom 9. Mai 1772 und sieht darin seinen unanzweifelbaren Wert. In seiner Einzigartigkeit ist der Mensch notwendig, in seiner Einzigartigkeit geht er dahin – und er kömmt nimmer wieder. Es geht im unendlichen Reichtum und Gleichmut des Weltlaufs mit jedes Menschen Tod etwas Unersetzliches verloren, das nur – wie der Christ Matthias Claudius glaubte – von Gott aufgehoben  
95 werden kann. Bei Goethe verblasst diese Gottvatergestalt. Die Individualität wird als Entelechie in der

Natur verankert. Sie tritt im heidnischen Fest des Eros ins Leben, wenn Homunculus in der Klassischen Walpurgisnacht des „Faust II“ sich an der Muschel der Galatea ergießt. Goethes Lyrik spricht die Einzigartigkeit der Menschenseele aus; Claudius' Gedicht vom Kommen und Gehen des Menschen setzt sie unausdrücklich voraus.

100 Und noch etwas sagt dieser Schluss. Kommen und Gehen, Geburt und Tod sind nicht das letzte Wort des Gedichts. Es spricht siebzehn Zeilen hindurch von dem, was immer wieder ist, aber die letzte Zeile spricht von dem, was „nimmer“ wieder sein wird. Vereinigen sich in Claudius' Schöpfungsfrömmigkeit Lob des Schöpfervaters und Lob von Mutter Natur, so hat diese Frömmigkeit unauslöschlich in sich eine heilsgeschichtliche Tendenz.

105 (...) Die Natur wiederholt sich. Noch in aller Hinfälligkeit ist der Mensch einmalig. Die Geschichte, als Heilsgeschichte verstanden, kommt von einem Anfang her und geht auf ein Ziel zu. Die Welt kann nur deshalb Heimat sein, weil sie auf eine höhere Heimat verweist. In dieser Linearität, die sich bei Claudius über die Zyklik legt und die väterlich codierte Geschlechterordnung metaphysisch auszieht, ist jeder Augenblick so einzig, wie der einzelne Mensch als Glied einer Geschlechterfolge, die ihn hält und die es  
110 doch ohne jeden dieser einzelnen nicht gäbe. Der Mensch kömmt nimmer wieder in diese Welt. Er kömmt heim in eine andere. Die bergende Natur ruht in der Hand des Vaters.

– Aus: Gerhard Kaiser, Augenblicke deutscher Lyrik. Gedichte von Martin Luther bis Paul Celan interpretiert durch Gerhard Kaiser, Frankfurt a.M.: Insel Verlag 1987, S. 163–177 (gekürzt)